



## BRAUCHEN WIR DAS ÜBERFLÜSSIGE NOTWENDIG?

Nach dem Weihnachtsfest bricht sie an – die große Zeit der Geschenketauschbörsen – selbst organisiert in Freundeskreisen oder mit ernsthaftem finanziellen Interesse bei der weltweit größten Tauschbörse Ebay.

**G**ERADE LETZTERE bezieht ihren überwältigenden Erfolg zu großen Teilen aus der Existenz des Überflüssigen; mehr aber noch aus der Tatsache, dass dies offensichtlich für jeden von uns etwas anderes bedeutet: Denn erstaunlicher als Anzahl und Art der überflüssigen Dinge ist die Tatsache, dass sich offenbar noch für das Überflüssigste auf dieser Welt jemand findet, der meint, es zu brauchen. Dafür sprechen mehr als 83 Millionen aktive Nutzer und ein Jahresumsatz von fast 12 Billionen US-Dollar.

**KAUM ETWAS SCHEINT SO WENIG GREIFBAR** wie das Überflüssige. Schon füllt sie ganze Regale in den Buchhandlungen: die Ratgeberliteratur, die uns helfen soll, unser Leben zu „entrümpeln“. Wir finden Erfahrungsberichte von Menschen, die im Selbstversuch das Leben ohne Fleisch, Handy, Auto, Internet, Plastik etc. erproben. Ein „Lexikon des Überflüssigen“ listet Dinge auf von A wie Arbeitsfrühstück oder Asienurlaube über das Bundesverdienstkreuz, das Candle-Light-Dinner, Erlebnisgastronomie, Fischmesser, Geländewagen, künstliche Kaminfeuer, Light-Produkte, München, Polit-Talkshows, Runde Tische, vegetarische Schnitzel und Wellness bis Z wie Zivilisation. Alles also eine Frage der inneren Einstellung oder bestenfalls des Feuilletons und nicht der Aufregung wert?

Weit gefehlt, betrachtet man sich öffentliche Debatten der jüngsten Vergangenheit. Denn im „Überflüssigen“ liegt der Überfluss – im wörtlichen Sinne das, was übrig ist und überfließt, wenn ein Gefäß voll ist. In Zeiten knapper

Kassen ist das Gefäß für viele aber eher leer, und so ist es eben nicht egal, was in einer Gesellschaft als Überfluss oder Luxus, was als überflüssig und was als notwendig gilt. In Deutschland gibt es ein Grundrecht, das Hilfebedürftigen nicht nur die physische Existenz, sondern auch „ein Mindestmaß an Teilhabe am gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben“ zusichert. Was letzteres jedoch konkret bedeutet, daran scheiden sich die Geister schnell: Fernseher und Internetzugang gelten nicht als Luxus. Ins Kino, Theater, eine Ausstellung oder ein Konzert zu gehen, können sich jene, die von Sozialgeld leben, jedoch schwerlich leisten. Ist Kunst Luxus, mithin überflüssig?

Oder hat José Ortega y Gasset Recht, wenn er sagt: „Nur das Überflüssige braucht der Mensch notwendig“? Bei seinem zuständigen Jobcenter würde er sich mit diesem Satz wohl keine Freunde machen. Dort hält man es eher mit Ratgebern wie Thilo Sarrazin, der vorrechnete, wie sozial Schwache sich mit weniger als vier Euro am Tag mittels eingeschweißter Billigstprodukte „völlig gesund, wertstoffreich und vollständig ernähren“ könnten, die strikte Enthaltensamkeit von Alkohol und Zigaretten selbstverständlich vorausgesetzt. Dass gerade letztere gesundheitlich eher überflüssig sind, gilt als anerkannt. Dennoch zeigte die Reaktion auf den Vorschlag, dass das Überflüssige durchaus auch in Zeiten der Krise einen gewichtigen Platz im Wertekanon unserer Gesellschaft einnimmt. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich. Armut, so hielt man Sarrazin entgegen, bedeute mehr, als nicht ausreichend Geld zu haben. Die Frage nach dem Überflüssigen scheint ein heißes Eisen zu sein. →



**D**ASS SIE BEILEIBE KEINE NEUE IST, beweisen die zahlreichen bildlichen und literarischen Darstellungen des legendären Schlaraffenlands, in dem gebratene Tauben den träge unter Bäumen liegenden Menschen direkt in den Mund fliegen und alle nach Herzenslust schlemmen können. Seit Menschen im Wohlstand leben, gibt es ein Nachdenken über das scheinbare Zuviel, seinen Nutzen oder Schaden für den Einzelnen und die Gesellschaft. Oft wird es mit dem Begriff des Luxus gleichgesetzt, meint jedoch nicht wirklich dasselbe. Während Luxus eher eine ethisch-moralische Kategorie ist und sich auf das Schwelgen – früher ganz konkret auf sinnliche Genüsse und oft auch Sexualität bezogen – richtet, wurde Überfluss schnell zu einer Sache der Ökonomen erklärt. Denn offensichtlich befördert das Zuviel und die Tatsache, dass dessen Nutzen sich ändert und unterschiedlich empfunden wird doch den Tausch von Dingen und damit ihre Produktion, die klassische Konstellation von Angebot und Nachfrage, also den Markt, und kurbelt damit die Wirtschaft an. Falsch, hält eine andere Schule dagegen, denn so würden nur sinnlose Produktkreisläufe, aber keine wirklichen Investitionen oder Weiterentwicklungen der Wirtschaft befördert und das Kapital somit verringert statt vermehrt.

Wirklich relevant wurde die Fragestellung in dem Maße, wie Industrialisierung und Rationalisierung die Teilhabe eines wachsenden Teils der Bevölkerung an den Segnungen der Moderne ermöglichte. Der Wohlstand für alle schien technisch machbar und greifbar nahe – ähnlich dem Schlaraffenland, in dem alle gleichermaßen Anteil am Überfluss haben. Vieles scheint dafür zu sprechen: So gehören heute – zumindest in unseren Breitengraden – massenhaft Dinge zum Alltag, die einst nur einem kleinen Kreis Privilegierter vorbehalten waren. Zentralheizung und warmes Wasser, ein eigenes WC in der Wohnung (der Trend geht zum Zweit-WC) gehören heute zum üblichen Lebensstandard. Unmengen technischer Geräte verstopfen Schränke und Zimmer; begleiten uns auf Schritt und Tritt wie das Smartphone und Handy, das heute schon Schulanfänger im Ranzen tragen. Der Überfluss scheint auf dem Vormarsch.

**DOCH MIT DER GESCHICHTE VOM SCHLARAFFENLAND** einher geht die vom bedrohlichen, unaufhörlich wachsenden Breiberg: die Kehrseite von Fortschritt und Überfluss. Seit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts manifestiert

sie sich im Begriff der Überfluss-, auch Konsum- oder Wegwerfgesellschaft. Ihr Kennzeichen ist, dass eine hoch entwickelte Technologie und Produktion mehr Güter produziert, als tatsächlich benötigt werden – weshalb die Nachfrage ständig gesteigert werden muss, indem Bedürfnisse künstlich produziert werden. Die langlebigen Produkte, die unsere Großeltern nutzten, werden durch kurzlebige ersetzt. Die Kreisläufe werden immer kürzer: Man wirft weg und kauft neu – statt zu reparieren. Eine Folge davon ist das so genannte „Überflussparadoxon“ – wenn sich die Nutzung eines Gutes durch seinen hohen Verbreitungsgrad verschlechtert. Der Verkehrsstau ist nur ein Beispiel dafür. Schwerwiegender sind die Umweltprobleme durch einen unausgesetzten hohen Ressourcenverbrauch.

Gerade die zunehmend auch in unser Bewusstsein dringenden Umweltprobleme machen deutlich, dass der Überfluss der einen mit dem Untergang der anderen Welt zu tun haben könnte. Zudem musste man konstatieren, dass das Wohlstandsversprechen nicht nur für ganze Kontinente, sondern auch für einen gleich bleibend großen Anteil der eigenen, westlichen Industriegesellschaft unerfüllbar bleibt. Zwar ist eine Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen für die Gesamtheit unbestreitbar, was in Politik, Wissenschaft und Öffentlichkeit lange zu der Annahme führte, dass es nun wirklich allen besser gehe.

**DOCH NICHT ERST DIE WIRTSCHAFTSKRISE** hat eine zuvor so nicht wahrgenommene Armut in den großen Industrienationen sichtbar werden lassen. Und es sind nicht nur Südeuropäer, die massenhaft auf Suppenküchen und Wohlfahrtsverbände angewiesen sind (Allein in Deutschland versorgen die „Tafeln“ inzwischen mehr als eine Million Menschen regelmäßig mit Lebensmitteln). Die Tatsache, dass die relative Armut einer Gesellschaft auch bei steigendem Lebensstandard offensichtlich gleich bleibt, hat der Soziologe Ulrich Beck als „Fahrstuhl-Effekt“ bezeichnet: Die gesamte Gesellschaft fährt eine Etage höher, während sich im Inneren nicht nur die Schichten und Milieus ausdifferenzieren, sondern auch die Unterschiede weiter verschärfen.

Doch fast noch mehr als der Fakt, dass nicht alle am Überfluss teilhaben können, ließ eine weitere Erkenntnis Grundfesten unseres ökonomischen Denkens ins Wanken geraten. Sie verbindet sich mit einem kurzen Begriff, der lange Zeit als „weich“ und eher dem vermeintlich weiblichen Bereich der Gefühlswelt als der „harten“, männlichen Wirt-

DI E KREISLÄUFE WERDEN  
IMMER KÜRZER: MAN WIRFT  
WEG UND KAUF T NEU -  
STATT ZU REPARIEREN.



schaftswelt zugehörig galt: das Glück. Es ist gerade dabei, die Welt ein wenig umzukrempeln. Denn ein latent vorhandenes „Unbehagen an der Moderne“ manifestierte sich in soziologischen Untersuchungen, die sich in den letzten Jahren gar als – mittlerweile nicht mehr belächelte, sondern sehr ernst genommene – „Glücksforschung“ etabliert haben.

**TROTZ STEIGENDEM WOHLSTAND** und eines Lebens im Überfluss sind wir nicht glücklicher geworden. So war trotz eines verdreifachten Einkommens seit 1957 die Zahl der US-Bürger, die sich 2004 als zufrieden einschätzten, mit 34 Prozent nicht nur eben nicht in gleichem Maße wie

der Wohlstand gestiegen, sondern, im Gegenteil, sogar geringfügig gesunken! Ähnlich sind die Ergebnisse in allen Industriestaaten. Interessanter Weise wurden standardisierte Messungen zur Lebenszufriedenheit seit Jahrzehnten auf der ganzen Welt durchgeführt. Sie haben gezeigt, dass beispielsweise ein überdurchschnittlich reicher Amerikaner auf einer Skala von 1 bis 10 mit 5,8 den gleichen Wert erreicht wie ein in größter Einfachheit lebender Massai-Viehhirt in Kenia oder ein Inuit in Grönland. Zieht man noch dazu die ökologischen Kosten unseres Lebens im Überfluss ins Kalkül, stellt sich tatsächlich die Frage nach dessen Sinn. →





**S** TIMMT ALSO DER ALTE SPRUCH, mit dem Wohlhabende stets die Habenichtse im Zaum zu halten suchen: Geld macht nicht glücklich? Oder mit Sarrazin gesprochen: Die Penny-Bratwurst reicht auch? Dies wiederum widerlegt die Glücksforschung nachdrücklich. Ein gewisses Maß an sozialer Absicherung und Stabilität, eben auch an gesellschaftlicher Teilhabe, sieht sie als unerlässlich an, um glücklich sein zu können. Ja, die Neurologie – deren Erkenntnisse einen wichtigen Bestandteil der Glücksforschung bilden – hat gar herausgefunden, dass Armut die Aktivitäten jenes Gehirnteils dämpft, in dem Glücksgefühle entstehen. Arme sind anfälliger für Depressionen und Krankheiten, sie sterben eher und erleben definitiv weniger Glück. Dennoch hat sich herausgestellt, dass, sobald die grundlegenden Lebensbedürfnisse befriedigt sind, mehr Überfluss weniger Glück und Zufriedenheit bringt, als man meint.

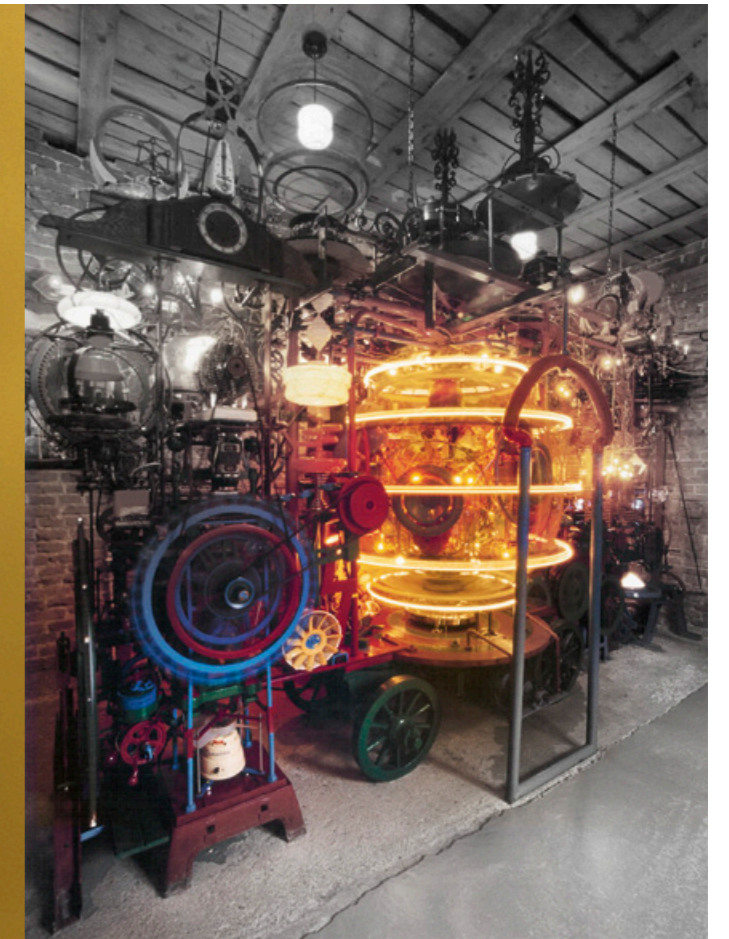
Vielmehr ist es so, dass häufig eine eklatante Lücke klafft zwischen unserer Glückserwartung an die Dinge und dem tatsächlichen Eintreten dieses Gefühls. Eine Gewöhnung – dies gilt übrigens auch für negative Lebensumstände – setzt schneller ein, als man gemeinhin annimmt. Im Endeffekt ist für die Tatsache, dass wir uns fortbewegen

oder im Stau stehen, eben nicht entscheidend, ob wir dabei in einer zwanzig Jahre alten Rostlaube oder der schicken S-Klasse sitzen. Entscheidend für unsere Hirnaktivität ist allein das, was wir tun. Glück erleben wir in den Momenten, da sich unsere Aufmerksamkeit auf etwas Angenehmes richtet. Das materiell Neue nutzt sich ab – es wird überflüssig, während soziale Erlebnisse gleich bleibend und nachhaltig für messbare Zufriedenheit sorgen. Eine Erkenntnis, die sehr simpel klingt und doch erst, nachdem sie wissenschaftlich verifiziert wurde, Eingang in die große Politik findet.

Das kleine südasiatische Königreich Bhutan war noch vor kurzem einsamer Vorreiter dieser Bewegung, als es sich vom Bruttoinlandsprodukt (BIP) als Maßstab des Erfolgs und Wohlergehens einer Nation abwandte und stattdessen das „Bruttonationalglück“ einführte. Mittlerweile ziehen andere Staaten nach: Der britische Premierminister David Cameron will künftig das „well-being“ seines Landes erfassen lassen und zum Maßstab der Politik machen. Auch der deutsche Bundestag steuert mit der Enquetekommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ in diese Richtung. Entscheidend bei der Kritik am BIP ist die Tatsache, dass es ökologische Fakten (die ja auch irgendwann in Kosten umschlagen) nicht berücksichtigt, ja die drohende

„Zwölf Schalter sind nötig, um sie in Gang zu bekommen. Dann beginnen grüne, blaue und rote Räder und Reifen sich zu drehen, manche senkrecht, manche waagrecht. Die einen langsam, die anderen so schnell, dass die einzelnen Speichen vor dem Auge verschwimmen. Es quietscht, pfeift und schreit. Es klappert, knarzt und summt. Hunderte Lämpchen blinken, blau, rot und gelb; es jahrmartet; es kitscht; es spielzeug-automatet; es weihnachtsleuchtet.“ (Ariane Stürmer)

Eigentlich wollte Franz Gsellmann Elektriker werden. Doch die Familientradition bestimmte, dass er den väterlichen Hof übernahm. Zeit seines Lebens blieb der Bauer aus dem österreichischen Edelsbach von Maschinen fasziniert. Das Schlüsselerlebnis Gsellmanns war der Bericht einer Lokalzeitung über die Weltausstellung 1958 in Brüssel, bei der das Atomium eröffnet wurde. Er reiste nach Brüssel und zeichnete diese 110 Meter hohe Metallplastik eines Eisenkristalls nach. „Wie ich das Atomium gesehen habe, habe ich im Traum meine fertige Maschine gesehen.“ 23 Jahre lang schraubte und schweißte Bauer Franz Gsellmann an seinem Traum, einem Monstrum von einer Maschine. Er war das Gespött des Dorfes – und hinterließ ein Wunderwerk, das bis heute Tausende von Menschen in die Gemeinde Edelsbach lockt. Der österreichische Schriftsteller Gerhard Roth nannte es einen „Zufallsgenerator, der Selbstmord begangen hat“, die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ ein „buntes Allerlei“. Ein Kärntner Landeshauptmann gab ihr schließlich ihren Namen: **Gsellmanns Weltmaschine**.



Katastrophe verschweigt und zudem Fragen wie die Verteilung des Wohlstands, Fairness oder Ausgrenzung außen vor lässt.

Letzten Endes sieht es also ganz so aus, als habe der Überfluss als handlungsleitendes Motiv mehr und mehr ausgedient und würde statt dessen Dingen Platz machen, die lange als überflüssig im gesamtgesellschaftlichen Maßstab galten: Freude, Spaß, Gemeinschaft. Dies gilt nicht nur für die große Politik, sondern zeigt sich auch in einem zunehmenden Umdenken und neuen wirtschaftlichen Modellen.

**SO BEDEUTET EINE KONSEQUENTE VERWEIGERUNG** von Konsum heute nicht mehr automatisch den Ausstieg aus der Gesellschaft wie dies noch für historische Vorreiter dieser Bewegung wie die heilige Elisabeth, Gautama Buddha, Mahatma Gandhi oder die Lebensreformer vom Monte Verità galt, sondern ist in bestem Sinne „gesellschaftsfähig“ geworden. Einen sprunghaften Anstieg verzeichnen Bewegungen, die auf einzelne Aspekte wie das eigene Auto verzichten. Sie werden flankiert von einer neuen Art des Konsums, der nicht mehr individuell, sondern gemeinschaftlich funktioniert. Was mit Wohngemeinschaften und Car Sharing begann, ist heute auf dem Weg zum wirtschaftlichen Faktor:

Modelle eines gemeinschaftlichen, selbst organisierten und verwalteten, oft regionalen Wirtschaftens, Tauschens und Konsumierens. Dabei geht es nicht allein darum, die Dauer von Produktkreisläufen zu verlängern. Neu und entscheidend für die Lebenszufriedenheit der Nutzer ist daran vor allem der soziale, mithin glücksfördernde Aspekt.

Eine Gesellschaft, die den Überfluss nicht verdammt oder abschafft, sondern einfach anders nutzt und verteilt, scheint also keine Utopie zu sein, sondern machbar. Obwohl momentan schwer vorstellbar ist, dass jedem Menschen gewissermaßen auch ein Grundrecht auf das vermeintlich Überflüssige zugebilligt würde: Süßigkeiten und Wein statt Sarrazins Hartz-4-Menü. Jedem Kind sein eigenes Musikinstrument. Theater für alle. Oder so etwas scheinbar komplett Sinnloses wie die wundersame, knarrende, funkelnde, klirrende und leuchtende „Weltmaschine“ aus Tausenden von Schrott-Teilen und alten Gegenständen, an der der österreichische Bauer Franz Gsellmann 23 Jahre lang schraubte, für die er sich verlachen ließ und die heute zum Touristenmagnet geworden ist. Irgendwie der Gipfel des Überflüssigen. – Finden Sie nicht? Eben!